

(Nachdruck verboten.)

2) Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Als Lenz endlich den Achenbacher erblickte, torkelte er in seinem Entsetzen über die Bank herab, gerade zu seinen Füßen; dieser stieß ihn rauh mit dem Bergstock zurück.

„P'offene hab'n heut da nix z'schaff'n, Posthalter,“ sprach er den Wirt rauh an. „Das könnst do schon wiß'n. Maus mit dem Kerl!“

Da trat der Lehner vor, käseweiß, die blauen Augen spielten jetzt ins Grüne.

„Mein Bruader is, der Lenz. Schau Di a bißl um, Achenbacher —“

Der pflanzte seinen Bergstock vor ihm auf wie ein Schlachtschwert. „Das macht 'n net nüchtern und Di schwerli zum Bürgermeister. Sollt ma wenigstens moana. Uebrigens is neun Uhr, und der Bezirksamtman wart' schon oben auf die — Herrn.“

Er betonte das letzte Wort sarkastisch, dann wandte er sich und ging die Treppe hinauf mit ganz Osterhofen.

Der Lehner stand noch immer unbeweglich auf seinem Platz.

„Gast ihn g'hört? Trittst no z'rud? Gast Du's g'hehn, Deine Freund, wia s' ihm zug'stimmt hab'n?“ drang man in ihn.

Lehner starrte noch immer auf den Platz, wo sein Todfeind gestanden.

„Da habt's mi!“ rief er dann plötzlich, die Arme ausstreckend, „und daß i Eure Interessen vertret', dafür steh' i Euch, so wahr i der Lehner bin! Jetzt kommt's!“ Er sah um sich. „S mein', 's langt.“

Das Leben des ganzen Thales hatte seit einem Jahrhundert seine Spuren hinterlassen an den Wänden des holzgetäfelten Saales im ersten Stock.

In diesem Raume drängten und schoben sich jetzt lautlos die eben noch so erregten Wähler wie in einer Kirche.

Am großen Tische saß der Bezirksamtman in voller Uniform, ihm zur Rechten der Bürgermeister Achenbacher, starr, wie aus Erz gemeißelt. Daneben der Lehrer mit den Akten.

Der Bezirksamtman eröffnete die Wahl mit einer kurzen Ansprache. Vor ihm stand eine Zinnschüssel, welche den meisten vom Hochzeitsmahl her bekannt war. Sie pflegte gewöhnlich das „Morgenländler“ zu enthalten. Heute hatte sie eine höhere Bestimmung, die der Aufnahme der Wahlzettel.

Man nahte wie zum Opfer, den Hut in der Hand, darunter den Zettel, warf ihn in die Urne und setzte sich dann erwartungsvoll auf die ledergespaltene Bank, des Ausganges harrend.

Urban Lehner trat vor. Bürgermeister Achenbacher saß gerade hinter der Urne. Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick fest in das Angesicht, und Urban konnte eine aufsteigende Röte nicht zurückdrängen. Dann schleuderte er mit energischem Schwunge den Zettel in die Urne, und gleichsam als Erwiderung darauf flog der des Achenbachers hinein.

Die beiden waren die letzten. Der Bezirksamtman wartete noch kurze Zeit, dann schloß er die Wahl — die geschliche Zeit war verfloßen — entfaltete die Zettel und verlas die Namen, welche der Lehrer notierte.

„Lorenz Achenbacher,“ las er den ersten. Es war der oberste, den der Bürgermeister selbst hineingeworfen, und der freie, selbstbewußte Blick desselben über die ganze Versammlung leugnete auch nicht die Selbstwahl. Dann aber folgte ununterbrochen „Urban Lehner“, bis wieder ein gedrängtes Häuflein „Achenbacher“ kam. Weiter wurde kein Name verlesen. Die Hoffnung der Osterhofener auf eine Zerspaltung der Gegenpartei war eine irrite.

Der Amtman nannte Urban Lehner als erwählten Bürgermeister von Seebann für die nächste, am ersten Januar beginnende Periode.

So sicher man auch allgemein dieses Resultat erwartete hatte, die Tatsache wirkte doch erdrückend selbst auf die Sieger.

Diese Wahl bedeutete einen Umschwung aller Dinge, der ganzen Dorfpolitik, eine neue Zeit, und jeder fühlte, daß nur Verrat das Spiel gewonnen — die Ueberläuferei Lehners!

Dieser selbst erschien verlegen, und als ihn der Vorkitzende fragte, ob er entschlossen sei, die Wahl anzunehmen, antwortete er erst ausweichend, ob er es wohl leisten könne — und die Arbeit am Hof sei halt alles z'viel — aber wenn man halt meint —

Erst als der Amtman auf ein klares Ja oder Nein drang, ließ er ein mattklingendes „Zawohl“ vernehmen. Der Blick des Achenbacher drang ihm durch und durch.

Dann folgte die Wahl des Ausschusses. Auch hier fiel der Achenbacher durch, der Sieg der Seehammer war ein vollständiger, der Sieg der Fremden über die Einheimischen, der Sieg der neuen über die alte Zeit.

Der Achenbacher verließ mit seinem Anhang, ohne eine Spur von Erregung, den Saal.

Der Lehner trat in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung, welche sich aus den widersprechendsten Regungen ergab, auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Lorenz, 's thut mir leid, mei Will'n war's wirklich net —“

Der Achenbacher ergriff die Hand nicht.

„Da brauchst Dir nix z'leid z'thuan,“ erwiderte er. „Bia's jetzt herschaut, is für unser ein' foan G'schäft, Bürgermeister z'sein. Da heißt's den Bauern ausziehen, und bei die Achenbachers sitzt das G'wand all's z'fest. Du hast eh' net z'viel am Leib, da is glei g'wechselt. Und jetzt wünsch' i Dir Glück, Lehner.“

Er eilte die Stiege hinab, ohne eine Antwort abzuwarten, die ohnehin ausblieb, so verdußt war der Lehner über diese schmachvolle Abfertigung vor allen Leuten.

„Das g'schieht Dir grad recht. Wenn't heut schon anfangst, kann's guat werd'n! Dazu hab'n wir Di grad g'wählt, daß D' mit dem Prozen Freundschaft anfängt!“ wurde es um ihn laut.

„Nur schön langsam! Ihr sollt mit mir z'fried'n sein!“

Es lag in dem Tone dieser Worte mehr verhaltene Wut, mehr Rachedurst als in den schlimmsten Drohungen.

In der Wirtsstube feierte man bereits den Sieg. Heller Jubel tönte den abziehenden Osterhofenern nach, welche sich keinen Augenblick in der Wirtschafft aufhielten.

Jetzt regte sich zum erstenmale der Stolz, die Genugthuung über die Ehre, die ihm zu teil geworden, in Lehners Brust. Nach einer Reihe von Mißgeschick endlich einmal ein Sonnenstrahl!

Was die stolze Achenbacherin dazu sagen wird, wenn der Lenz ihr die Nachricht bringt? Sie hatte ja nur g'heirat und ihn verlass'n, um Bürgermeisterin z'werd'n. — Frucht wird s' werden, kreuzsuchti — z'erst! Und dann — dann wird s' vielleicht denken, warum is er's denn net schon früher word'n? Dann wär' alles anders kommen, der schwache Lorenz wär' nimmer mein Mann word'n und die Kramertochter, die bleiche Cens, nimmer dem Lehner seine Frau. Und am End wird sie sich noch freu'n, daß e'r's word'n is, den s' so viel gern g'habt und do verlass'n hat? Und die Cens, die wird weina und voll Angst sein weg'n der Feindschafft mit 'n Achenbacher! Dafür is eh'n a Kramertochter!

Das alles dachte er den kurzen Weg über die Treppe hinab.

In der Gaststube wurde er stürmisch empfangen, aber der Veranstalter der Ovation war der betrunkene Lenz. Die Menge, die ihm jubelte, bestand aus halbwüchsigen Burschen, aus Gesellen und Arbeitern, kein einziger Standesgenosse war zu sehen. Nur sein Schwiegervater kam ihm entgegen, ein kleiner, dider Mann mit einem echten ängstlichen Krämergesicht, und reichte ihm in ausgelassener Fröhlichkeit die von der ständigen Beschäftigung mit Kaffee und Tabak gelb gewordene Hand. Er hatte nicht einmal das Bürgerrecht und war infolgedessen bei der Wahl nicht beteiligt.

„Die Ehr! die Ehr! Meine Cens Frau Bürgermeister! O, die Ehr!“ mederte er in einem fort. „Nur alles in Frieden, Lehner, das wär halt die Hauptsach. Wir G'schäftsleut brauchen den Frieden, und die Herren Osterhofener sind jo so noble Leut.“

Widerwille packte Urban, der alte Bauernstolz erwachte in ihm. „Friedel!“ darum war es ihm gerade zu thun, aber er mußte sich bezwingen. Er wolle ja nichts als Rache an seinem Todfeinde, dem Achenbacher, und dazu war das Volk schon recht.

Er ließ den geschwägigen Mann stehen und trat ein. Er trank aus jedem Glase, drückte jede Hand. Was war er denn in Osterhofen? Ein ruiniertes Bauer, und hier der gefeierte Volksmann, auf den man seine Hoffnung setzte.

Der Achenbacher stampfte unterdessen ohne Aufenthalt an der Spitze seiner Ortsgenossen durch den tiefen Schnee nach Hause.

Solang der Weg durch das Dorf ging, schwieg er beharrlich, als er aber am letzten Hause vorüber war, blieb er mitten im Schneetreiben stehen.

„Jetzt red's, Leut!“ begann der Achenbacher, sich auf den Bergstoß stützend. „Wollt Ihr mit mir durch dick und dünn gehn, oder wollt's nachgeb'n? Bleib' i für Euch der Achenbacher oder bleib' i's net? Grad wiß'n muß i's. Sie werd'n nix unberührt lass'n, uns zu benachteiligen. Unser Heiligstes werden s' anpacken, und von oben wird ihnen no g'hol'n werd'n dazu. 's is amal so, man fürcht das G'findel und will's g'winna. Der Bauer is ja alleweil a sicherer Mann. — Also, was wollt's?“

„Z'ammhalt'n woll'n wir! Unser Recht woll'n wir, und Du sollst es wahr'n, wia's alle Achenbacher g'wahrt hab'n.“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, war vom Alter gebeugt — sein weißes Haar flatterte im Schneesturm unter dem breitrandigen Hut — der Fönmooser von Osterhofen.

Die Autorität des Achenbachers war durch seinen Ausspruch von neuem gesichert. Alle übrigen stimmten ein. Lorenz war sichtlich befriedigt, aber er wollte gleich jetzt sehen, wie weit die Leute gesonnen wären, mit ihm zu gehen.

Durch den treibenden Schnee erblickte man den massiven Bau der Osterhofener Kirche, die verschneiten Kreuze auf dem Kirchhofe. Er wies mit dem Bergstoße darauf.

„Das erste wird sein, daß s' die Pfarrei nach Seehamm verleg'n. 's is schon lang im Werk, die saubre Sach, nur i bin alleweil no im Weg g'stand'n. Wenn's so weit komma sollt — i suach mein Herrgott da, wo ihn die Achenbacher von eh' g'suacht hab'n, und werd'n a find'n ohne Pfarrer. Koan Schritt thua i in d' Seehammer Kirch. Wollt Ihr's a so halt'n?“

Diese Frage wurde nicht so rasch beantwortet, auch der Fönmooser schüttelte das graue Haupt.

„Ah, das kann ja do net sein. So an alt's Recht,“ meinte er zägend.

„Mu's Iann sein heutigentags,“ erwiderte Lorenz, „und wann a Recht z'alt is, macht ma a neu's. Drum frag' i Euch.“

„Ja, wenn d' Weiber net wär'n,“ meinte ein andrer. „Und wia is denn nacha mit der Seelsorg, wenn oans am Sterbbett liegt und er kommt net, der Pfarrer?“ ein andrer. „A kritische Sach des —“

„Also auf deutsch, ös wollt's unsern alten Osterhofener Herrgott, der seit vielen hundert Jahr'n ober'n Altar hängt, verlass'n, bald's die Seehammer woll'n?“

Diese Wendung Achenbachers wirkte.

„Recht hat er! Das darf net sein! Na, das darf net sein. Unsern Toten z'liab net, unsern Kindern z'liab net. Abg'macht! Lorenz, kümmer Di net, wir bleib'n bei uns'rer Kirchen, und unser Herrgott selb'r muß uns recht geb'n.“

Jetzt wußte Lorenz, daß seine Macht die alte geliebten, jetzt konnte er den Bürgermeister schon verschmerzen.

Die Männer gingen über den Kirchhof. Jeder suchte seine Gräber auf, las die halb erloschenen Namen, die alten Jahreszahlen, als ob er das Bewußtsein seines Rechtes stärken wollte in dem drohenden Streite. Auch Lorenz stand lange mit entblößtem Haupte vor dem moosbedeckten Grabstein der Achenbacher an der Kirchenwand und murmelte ein Gebet. Dann trennten sich die Wege.

Der Achenbacherhof lag auf einsamer Höhe, die ganze Landschaft beherrschend. Lorenz hatte noch einen mühsamen Weg über tiefverschneite Felder jetzt, allein, übermannte ihn von neuem der Horn über den Sieg des Lehner.

Was wird sein alter Vater dazu sagen? Er hatte ihn schon längst darauf vorbereitet, aber er lachte ihn einfach aus. Der verschuldete Lehner Bürgermeister an Stelle eines Achenbachers! Der Gedanke hatte keinen Raum mehr in dem alten Gehirn. Und sein Weib erst!

Da stieg ihm die Rote ins Gesicht. Er wußte sehr wohl, warum ihn die schöne achtzehnjährige Burgl dem bildsaubern, um fünfzehn Jahre jüngeren Lehner vorgezogen oder, besser gesagt, warum ihr Vater, der Stillerbauer, ihn vorzog, weil er wohlhabend geworden durch den gewonnenen Prozeß, der Lehner verschuldet. Weil er der Achenbacher war, der Herr Bürgermeister, der Erste im ganzen Thal. Er wußte auch, daß gerade der letzte Umstand den hartnäckigen Widerstand des schönen Mädchels gebrochen. Was kümmerte sich die um die hundert Tagwerk Wald, die Ehrfurcht hatte sie nachgiebig gemacht — und jetzt —

So a Weib is ja nur um den Nam' z'huuan, von der Sach versteht's ja nix, daß er do no derselbe is, dasselbe Ansehn hat, mehr vielleicht. — Und jetzt is der andre Bürgermeister — grad um so viel Jahr z'pät. Wenn ihr der Gedanke kam' — wenn's ihn jetzt anders anschau thät' — gar im still'n a Freud hätt' drüber!

Aber das is ja a Unsinn! Gass'n wird's ihn, no mehr als 'n so schon haßt. — Ja, sie haßt ihn, seltsam, aber es is so. Bei jeder Gelegenheit kommt's zum Vorschein, gar, seitdem er vor zwölf Jahr'n, zwei Jahr nach ihrer Hochzeit, die Kramertochter g'heirat hat — und da denkt er an so was! „A Narr bist, a recht'r Narr!“ murmelte er vor sich hin, gebeugten Hauptes.

Er mußte bei dem Lehner-Anwesen vorüber. Laute Stimmen ließen ihn aufblicken.

Ein Schneeblock rollte die Anhöhe hinab, gerade auf ihn zu, eine grüne Furche in dem Weiß der Schneedecke ziehend. Hinterher lief ein halbwüchsiger kräftiger Junge mit erhittem Antlitz, an der Hand ein Mädchen mit sich ziehend, dessen aufgelöstes, üppiges Blondhaar um ein feines Gesichtchen, von der flammigen Frische eines Pfirsichs, flog.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Spiritist.

In Zeiten tiefgehender socialer Umwälzungen und der sie begleitenden geistigen Kämpfe begegnet man in der Menschheitsgeschichte stets gewissen Gedankenrichtungen, die eine unmittelbare Beziehung zwischen der diesseitigen Welt und dem Uebersinnlichen herzustellen trachten. Nicht nur die herrschenden Klassen, die sich in ihrer Machtstellung bedroht fühlen, auch jene Unterschichten des Volkes, die vor der neuen Wirtschaftsweise rettungslos versinken, suchen vielfach in der Anlehnung an die vermeintliche Wirksamkeit überirdischer Mächte die Stärke und vor allem die Hilfe, die das haltlos gewordene eigne Selbst nicht mehr zu gewähren vermag. Je nach den Zeitverhältnissen, in denen sie auftreten, nehmen derartige Strömungen naturgemäß verschiedene Formen an. So kannte die untergehende römische Welt die Besessenen, die Teufelsbeschwörer, deren Amt die katholische Kirche bis zur Stunde konserviert hat, sowie die mystischen Verkündungen der Gnostiker und Neuplatoniker. Das Mittelalter, zumal in seiner zweiten Hälfte, besah seine Schwarzärzte und den „Satansdienst“ der Hexen. Die Gegenwart dagegen kultiviert neben dem Gesundbeten und der wahrjagenden weisen Frau, die ihre Kunstfertigkeit sogar auf dem Wege des Zeitungsinserats anwirbt, spiritistische Cirkel, Journale und Erscheinungslehren.

So verschieden jedoch der heutige Spiritismus sich im Vergleich zu den geheimen „Wissenschaften“ früherer Jahrhunderte zu geben bemüht, er ist deshalb keine neue Erscheinung. Schon das ausgehende Mittelalter und die erste Reformationszeit hat in dem klassischen Lande des Aberglaubens und der Zauberei, in England, sein Aufstreben gesehen. Und damals bereits haben seine Adepten die Wahrnehmung machen müssen, daß die Geister von allen Eigenschaften die des Betrügers anscheinend am besten zu vermitteln verstehen.

Gewiß liegt etwas Eigenartiges in dem Eifer, um nicht zu sagen, in der Wut, mit der am Ende des Mittelalters das Studium der sogenannten schwarzen Künste betrieben ward. Während die Haerese das Bestehende auf dem Wege der Kritik weiterzubilden trachtete, suchte der Occultismus die natürliche Entwicklungsreihe bewußt zu überspringen und unmittelbar zu den letzten Ursachen der Erscheinungen vorzudringen. So mag gerade die Schwarzkunst für viele damals das revolutionäre Denken in seiner höchsten Form dargestellt haben, weshalb wir ihr denn auch eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen und selbst neue Wissenschaftsgebiete, wie das der Chemie, verdanken, ohne die wir uns die Gegenwart nicht vorzustellen vermögen. Diesen Gesichtspunkt wird man im Auge behalten müssen, gegenüber dem Aberglauben, der Leichtgläubigkeit und dem Charlatanismus, womit man die gelehrtesten Persönlichkeiten jener Zeit vielfach behaftet sieht. Unter diesen ist die Figur des Engländers Dr. Dee nicht die am wenigsten interessante.

Geboren zu London im Jahre 1527, widmete er sich mit größtem Eifer den humanistischen und mathematischen Studien und gelangte auf den Universitäten Englands und des Continents bald zu Ruf

und Ansehen. Den Geschmack an den Geheimmwissenschaften soll er bereits gefunden haben, als er noch Student zu Löwen war. Sonderbar genug ist dabei freilich, daß eine seiner ersten Schriften eine Verteidigung Roger Bacon's vor dem Vorwurf der Zauberei darstellt. Unter der Königin Maria stand er in enger Korrespondenz mit der Prinzessin und späteren Königin Elisabeth, die ihm ihre Hinneigung und ihre Vorliebe für abergläubische Dinge zu verdanken scheint. Noch nach ihrer Thronbesteigung nahm sie Dees Dienste in Anspruch, um vermeintlichen gegen ihre Person gerichteten Zaubereien entgegen zu wirken. Die besondere Art der Schwarzkunst, die Dr. Dee betrieb, bestand in der „Theurgie“, der Geisterbannung, wonach man vermöge einer guten Sinnesrichtung, durch Reinheit des Lebens und der Person und ähnliche Bedingungen zur sichtbaren Verbindung mit guten Geistern gelangen und ihres Rates und ihrer Hilfe theilhaft werden könne. Notwendig war dabei, den Geist in einen Stein oder Glas, die eigens zu dem Zweck präpariert sein mußten, einzusperrern. Nun scheint damals die Meinung unter den Schwarzkünstlern bereits allgemein gewesen zu sein, daß zur Beobachtung dieses Steines oder Glases ein besonderer Gehilfe notwendig sei, der allein mit den Geistern umgehe, um zu wiederholen, was er sehe oder höre. Gleichzeitig bemerken wir von jenen Zuständen der Verzückung, der „Rance“, die den Gehilfen des Geistesbanners, den „Striker“, in die nächste Beziehung zum spiritistischen Medium bringen.

Im britischen Museum zu London ist ein Manuskript von Dr. Dees Hand erhalten, das über seine ersten Konferenzen mit der Geisterwelt Aufschluß giebt. Sein derzeitiger Gehilfe war ein gewisser Barnabas Saul, dem offenbar mit der erforderlichen Schwindelpheantastik auch das Talent abging, ein brauchbares und ergiebiges Medium zu sein. Ueber ihn findet sich nur eine einzige Notiz, wonach er „von einem Geisterwesen in sonderbarer Weise im Witternacht beunruhigt“ worden wäre. Bald darauf mußte er eingestehen, „daß er von Geistern weder mehr etwas sah noch hörte“. Sein Nachfolger Edward Kelly wußte mit seinem leicht- und abergläubigen Patron besser zu fahren. Kelly war ein bestrafter Falschmünzer, dem diese Sorte Goldmacherkunst beide Ohren gestofet hatte. Seinem Ruf als Alchymist und Geisterbeschwörer scheint das jedoch, wie seine Verbindung mit dem sonst durchaus ehrenwerten Dee beweist, weiter keinen Abbruch gethan zu haben. Bald genug wußte er sich in das Vertrauen des letzteren völlig einzuschleichen, zumal dadurch, daß er die vorgeblichen Besuche des magischen Glases als Wesen der Hölle und damit die Glaubwürdigkeit seiner eignen Aussagen zu diskreditieren sich den Anschein gab. Eine sonderbare Wendung nahmen aber die spiritistischen Konferenzen Dees, als 1683 der polnische Prinz Albert Lasky den englischen Hof besuchte.

Der letztere wurde ein häufiger Gast in Dees Haus, wo er in die Geheimnisse des Geisterverkehrs eingeweiht ward. Es ist schwer zu sagen, ob Kelly sich nicht zu sonderbaren und ehrgeizigen Plänen verstiegen, die von Lasky oder einigen der deutschen Prinzen ins Werk gesetzt werden sollten. Benigstens begann er auf die Einbildungskraft des Polen durch die Enthüllungen von Dees magischen Steine zu wirken. Von diesem Augenblicke ab sprachen die Geister kaum noch von etwas andrem als von Revolutionen und mächtigen Erschütterungen, die in Kürze in Europa vor sich gehen sollten. So werden ja eines Tages von einem Geiste beehrt, der nach Kelly's Visionen in der Gestalt eines Landjunkers auftritt, in Wirklichkeit aber der Engel Murisri ist. In geheimnisvoller Weise spricht er von der Schlectigkeit der Welt, von der herannahenden allgemeinen Umwälzung und Regeneration und von dem Buch eines neuen Gesetzes, das danach wird gegeben werden. Der Vollbringer alles dessen aber ist Albert Lasky. Ein anderer Geist zeigt u. a. in der Gestalt eines jungen Mädchens mit Namen Saluah und macht noch bestimmtere Mitteilungen über die zukünftigen Ausichten des polnischen Gastes. „Sein Name steht in dem Buch des Lebens; er wird König sein über zwei Königreiche, über Polen und ein andres, das er nach Recht als sein eigen sucht; er wird den Zustand der gesamten Welt ändern, denn niemand kann obliegen über jenen, den die Hand Gottes bewaffnet hat.“ Im Stile dieser verrückten Prophezeiungen verlaufen mehr oder minder alle auf den Polen bezüglichen Konferenzen. Aber nicht nur den Zustand der Verzückung scheint Kelly meisterlich darzustellen verstanden zu haben — wo wir ihn von dem Aussehen der Geister sprechen hören, geschieht es ebenfalls ganz nach der Art unsrer Spiritisten, denen er die „Wissenschaft“ der Transfiguration und der Materialisation geradezu vorwegnimmt. So schwebt bei einer Gelegenheit „ein hübsches Mädchen von 7—9 Jahren durch die Luft, mit glänzendem und wallendem Haar, in ein Seidengewand mit langer Schleppe gekleidet, das seine Farbe bald in grün, bald in rot ändert“. Also dieselbe Art „Wunder“, mit der unsre Spiritisten in ihren öffentlichen Sitzungen sich und das Publikum amüsieren. Und wenn Kelly's Geister noch nicht wie ihre Epigonen in der Gegenwart Blumensträuße zu „apportieren“ verstehen, so wußten sie doch Wittschriften, die der gutgläubige und harmlose Dr. Dee für Selbstmörderiumen überreicht, spurlos verschwinden zu lassen.

Doch mit diesem Humbug nicht genug, veranlaßt Kelly seinen Patron, dem Prinzen mit Weib und Kind nach Polen zu folgen. Aber offenbar bitter enttäuscht über die Größe und die Ausdehnung von dessen Macht und Reichthümern, waren sie gezwungen, ander-

wärts ihr Heil zu suchen und trieben sich eine Reihe von Jahren in deutschen, östreichischen und polnischen Landen manömal unter harten Entbehrungen umher. Nachdem auch eine „göttliche“ Sendung Dees an den Kaiser Rudolf, der diesen als Philosophen von Ruf zwar mit Achtung empfing, ihn sonst jedoch als schwärmerischen Trummer behandelte, ihre Lage um nichts gebessert hatte, so daß die Geister nunmehr selbst Dees Unwürdigkeit auszusprechen begannen, verjuchte Kelly es mit dem letzten Handstreich gegen seinen Patron. Mrs. Jane Dee war von gleichem Alter wie Kelly und daher viel jünger als ihr Gatte. Kelly hatte oft Abneigung gegen seine eigne Frau erlernen lassen, doch scheint er von andren Gefühlen gegen das Weib seines Patrons erfüllt gewesen zu sein. Natürlich waren es die Geister, die nach Gottes Willen erklärten, daß beide in Weibergemeinschaft leben sollten. Dee und nicht zum geringsten der redliche Kelly bezeugten den tiefsten Abscheu. Aber das Gebot wurde wiederholt und die Widerspenstigen belehrt, Sünde sei ein relatives Ding und nichts schlimmes, sobald sie Gottes Wille sei. Die beiden Frauen zu überzeugen und zu gewinnen, scheint keine besonderen Schwierigkeiten geboten zu haben. So notiert denn Dee in seinem Reisejournal: „Daß am Sonntag, den 3. Mai Anno 1687 (nach dem neuen Kalender) Joh. John Dee, Edward Kelly und unsre beiden Frauen unter Gottes Hilfe einen Vertrag schlossen und unterschrieben auf unlösliche und unverlegliche Verbindung, Liebe und Freundschaft zwischen uns viere, so daß alles unter uns gemeinsam sei, wie Gott durch wiederholte Kundgebungen zu thun uns bestimmt hat.“

Als dies vor sich ging, befanden sich die beiden Parteien in der Nähe Prags, wo Kaiser Rudolf Hof hielt. Kelly gelang es, diesen letzteren von seinen alchymistischen Künsten zu überzeugen; er wurde in den Ritterstand erhoben. Dee dagegen lehrte allein und verließen nach England zurück, wo ihn seine frühere Gönnerin, die Königin Elisabeth zwar mit Wohlwollen empfing, wo er jedoch jede Spur von Respekt verloren hatte. In tiefer Armut soll er (1698) zu Mortlake gestorben sein. Zuvor aber hatte er sein Reisejournal und seine Geisterkonferenzen publiziert. Nach einer Randbemerkung, die sich auf einem der im britischen Museum erhaltenen ersten Drucke befindet, erwog die Regierung, ob die Veröffentlichung untersagt werden solle. Bevor sie sich jedoch schlüssig machen konnte, war die gesamte Auflage bereits vergriffen, ein Zeichen, wie groß gerade unter den Gebildeten jener Zeit die Anhängererschaft Dr. Dees gewesen ist.

Dr. H. Laufenberg.

Kleines feuilleton.

— Schwarzwälder Stedbriefe im 18. Jahrhundert. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus Freiburg i. Br.: Als ich kürzlich die Originale alter Prozeß- und Kriminal-Akten durchstöberte, fand ich einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Stedbriefs und zur Geschichte des Kanzleistils. Da ist zuerst vom 11. Juli 1788 ein Schreiben der „dienstergebenen St. Maj. Kanzler, geheimen und Hofräthe“ an „den Hochedelgeborenen und Hochgeehrten Herrn Württenberger, Hochfürstl. St. Maj. Hofrath und Oberbogten der Reichsgrafschaft Bonndorf, Unseren Hochgeehrten Herrn, Bonndorf“. Dieses Schreiben lautet:

„Der durch diesen Eypressen einberichtete allem anschein nach vorgegangene leidige und abscheuliche Mord der Franz. Schmidin hat uns sehr bestrizt, wo einmal nach denen erhobenen Indiciis allerdings nicht zu zweifeln ist, daß des ehelichen Herrn Forstmeisters Sohn Egidi der böshafte Thäter seyn dürfte. Nun ist zwar in ansehung der Begräbnis gar kein Anstand zu nehmen, daß die ermordete nach kristathol. Gebrach beerdigt werde. Weilen aber der Egidi M. sich flüchtig gemacht, so ist dessen ungeachtet alles anzuwenden, daß derselbe, wo Er immer in diesseitigen Gebieten gestroffen werden sollte, handfest gemacht und dem betr. Amt eingeliefert werde. Damit man aber auch zugleich der Gott geheiligten Justiz ein genügen leiste, so hat Unser hochgeehrter Herr durch erlassende Stedbriefe an die Nachbarschaft die betreffende obrigkeit zu ersuchen, daß man auf den gen. M. gut Spähe halten, auf bestrettungsfall solchen arretiren und gegen Ertattung aller Anlösten ausliefern möge. Wie aber hierzu dessen genauer Beschrieb erforderlich, so ist solcher auch beizulegen, doch aber der M. nicht als der Sohn des Herrn Forstmeisters, sondern nur als ein Jäger = Pusch zu benamfen. — Wir verbleiben mit besonderer Consideration Unseres Insbesonders Hochgeehrten u. s. w.“

Am folgenden Tage beginnt nun der Stedbriefbetrieb von Bonndorf aus, und da ist es unterhaltfam, zu beachten, in welsch verschiedener Gangart sich der Kanzleischimmel angeichts der Oberböde und Bögte bewegt. In dem Stedbrief an die Hochfürstlichen O/Amtmänner und O/Bögte in Röffingen, Neustadt u. s. w. wird gesagt:

„Weil bereits gemuthmaet werden will, daß der Jäger = burck M. absseiten der kurzhin ermordeten Sch. böshafte Thäter seyn dürfte, dieser nemliche M. hingegen, welcher von mittlerer Statur, braunem Haar, auch dergleichen Augen und erhöhter Stirn, etwas aufgeworfenen Lefzen, anbeh mageren und braunen auch langlichten angeichts und bepläufig 23 bis 24 Jahre alt ist, sich ohne Bewehr flüchtig gemacht, anbeh aber der Gottgeheiligten Justiz das immermögliche Genügen zu leisten ist: als man hat da das angelegenste und zugleich freundschaftlichst Ansuchen dahir machen

folten und wollen, womit auf den vorbeschriebenen Jägerbütschen gute Späße gehalten, solcher auch auf den Vetrettungsfall arretiert und gegen Kostenerstattung an diesortiges O/Amt gütigst ausgeliefert werden möchte. Und wie man auch in aller Ergebenheit das Schuldvollste Reciprocom beobachten wird, so wird auch zugleich versichert, daß man in voltester und allgeziemender Hochachtung beharret Eines u. s. w."

Während hier der Stanzleischimmel in sehr hoher Schule geritten wird, bewegt er sich etwas natürlicher zu „sämtlichen Herrschaftlichen Bögen im O/Amt, an jeden Bogt insbesondere“. In dem Steckbrief an die Bögte wird nach Beschreibung des Thäters gesagt, weil „dieser sich flüchtig gemacht haben solle und nun alles anzuwenden, daß derselbe, wo er immer angetroffen werden sollte, handfest gemacht und dem Amt eingeliefert wird, so werdet Ihr also in der Stille all Obachtung halten und auch in der nemlichen Stille und Behutsamkeit den dortigen patrouillirenten Soldaten hiervon benachrichtigen“.

Diese „Stille und Behutsamkeit“ wird gewünscht, damit „dem an sich wenig nutzenden Gassengefchrey möglichster Maassen ausgetwischen werde“. —

Musik.

Vor zwanzig Jahren hat das Schauspiel „Feodora“ des gewandten Theatermannes Sardou in weiten Kreisen Effekt gemacht. Man möchte glauben, es sei schon viel länger her, so sehr hat sich seit damals der dramatische Geschmack gewandelt. In der Oper reicht die moderne Wandlung des Geschmacks weiter zurück, und trotzdem tauchte erst vor kurzem jenes Stück als Operntext eines Komponisten der Gegenwart auf. Umberto Giordano, geb. 1868, seit zehn Jahren durch Opern bekannt, die in der bequemen Klassifikation des „Neuitalienischen“ untergebracht werden, kam mit seiner „Feodora“ zum ersten Mal in Mailand 1898 heraus. Jetzt hat zu einer Erstaufführung für Berlin (ich weiß nicht, ob auch für Deutschland) die Moriwik-Oper im „Berliner Theater“ das Ihrige gethan, und zwar am vergangenen Sonnabend. Der große, äußere Erfolg täuschte keineswegs über den inneren hinweg: es galt wirklich eine Bereicherung der Musik.

„Lyrische Oper“ nennt Giordano sein Werk. Dieser Untertitel ist einer von den vielen, mit denen neuerdings teils besondere Absarten der Gattung Oper versucht, teils vielleicht auch Entschuldigungen wegen eines Mangels an dramatischer Vollkommenheit gegeben werden sollen. Tschaikoffsky hat seinen, in Berlin gern gespielten „Eugen Onegin“ als „Lyrische Szenen“ bezeichnet. So meint es nun Giordano nicht. Ihm ist es nicht um eine Reihe von Bildern mit einer jeweils darauf konzentrierten, bedachtigen Musik zu tun. Er folgt getreu dem Verlauf seines, noch dazu nicht eigentlich lyrischen Stückes und rundet kaum jemals eine sogenannte „Nummer“ ab. Allein er sucht die seelischen Zustände, insbesondere die Stimmungen, mehr noch als die dramatische Entwicklung musikalisch auszusprechen. Das ist aber nun wieder nicht Sardou, für den ja gerade die äußeren Geschehnisse und Situationen die Hauptsache sind. Dagegen kommen die künstlichen Gegensätze, mit denen Sardous Virtuosität spielt, dem Komponisten reichlich zu gute. Feodoras Bräutigam ist von Loris Ipanoff ermordet worden. Das scheint ein nihilistisches Attentat zu sein, und die Spürereien der Polizei vereinigen sich mit der Rache Feodoras. Allmählich beginnt sie den, den sie ausliefern will, zu lieben, und wie er ihr beweist, daß er die That nur zur Sühne einer Untreue in der Liebe begangen, nimmt sie ihn an sich. Allein bereits hat eine Denunziation von ihr seine Mutter und seinen Bruder ums Leben gebracht, und sie nimmt Sardous Gift mit gleichzeitiger Hirtenmusik usw. Dazwischen stehen nun verschiedene Figuren und Interessen der gesellschaftlichen Kreise, in denen das Ganze spielt; und in dem Neben- und Zueinanderwirken dieser Kräfte entfaltet sich Giordanos beste Kunst. Trotzdem ist er mit Ensemble-scenen sehr sparsam; die alten Begriffe Duett usw. sind kaum mehr anzuwenden. Allein das Zueinanderspielen beispielsweise von gemein-vornehemem Gesellschaftston und von höchster Innenerregung der abgefordert mit einander sprechenden Hauptpersonen ist musikalisch vorzüglich wiedergegeben. Im 2. Akt trägt rückwärts ein Salonkomponist seine Sachen auf dem Klavier vor, und vorne agiert Feodora in Liebereinstimmung mit dieser Klaviermusik ihre Erforschung des Mörders. Das Zusammentreffen des einen und des andern paßt, und es würde mehr als dies thun, wenn der Komponist nicht im Dienst einer Textmache stünde. Können wir davon absehen, so folgen wir dem vielseitigen Wechselspiel der Musik gern, auch um ihrer verhältnismäßigen Schlichtheit willen, und trotz der manchmal etwas gewöhnlichen Mittel, die sie anwendet. Bis zu gewaltigen Schöpfungen als Zeichen der hauptsächlichsten dramatischen Wendungen versteigt sie sich nun eben nicht. Dafür versteht sie es auf interessante Weisen, die Klangfarben des Orchesters mit reichlicher Abwechslung in den Dienst des Ausdrucks von Gefühlen und Stimmungen zu stellen.

Die „Rebosti“: das war wohl der zugkräftigste Klang, der dem Abend sein Publikum brachte. Sie bleibt, und zwar hoffentlich auf lange, ein wirklicher Stern unsrer Opernbühnen. Gerade bei diesem Werke kommt ein Hauptvortug von ihr zur vollen Geltung: der Reichtum an Klangfarben für den stimmlichen Ausdruck der jeweiligen Situation. Im übrigen kennen wir sie ja und kennen auch die ständigen Leistungen der Moriwik-Oper. Diesmal waren

sie bedeutend besser, als an den gewöhnlichen Abenden; ein Zeichen, daß man schon um der Künstler willen mehr wagen muß, als die Rücksicht auf ein kritisches Publikum manchmal raten läßt. Dazu, daß Mittleres an Großem groß wird, trägt man gerne durch Rücksicht bei. Weniger verjöhlich stimmte ein anderer Gast, der Tenor Adolf Gröbke. Gutes Stimmmaterial und eine Spruz von Bemühung, über Gewöhnliches hinauszugehen; aber solche Zwangstöne in den hohen Lagen, wie bei dem genannten Sänger, sind auf die Dauer schwer erträglich.

sz.

Aus dem Tierleben.

ss Sinneswahrnehmungen der Fische. Die meisten Fische suchen ihre Nahrung mit den Augen und machen sichtlich einen guten Gebrauch von ihrer Sehkraft, obgleich sie begrenzt ist. Sie vermögen einen Menschen aus einer Entfernung von etwa 5 Meter wahrzunehmen, ihn aber erst aus einem Abstand von höchstens 3 oder 4 Fuß deutlich zu sehen. Innerhalb dieser Grenze jedoch sind sie scharfsichtig genug, wie sich an ihrem Gebahren bei der Annäherung verschiedener Gegenstände erkennen läßt. Sie scheinen auch eine Art von Farbensinn zu besitzen und dazu fähig zu sein, Wärter an ihrer Kleidung zu erkennen, obgleich sich für das Vorhandensein dieses Sinnes noch kein befriedigender Beweis hat erbringen lassen. Ein Mangel der Gebrauchsfähigkeit ihrer Augen liegt sicher darin, daß sie nicht nach allen Richtungen gleich gut sehen können. Bateson hat durch viele Experimente an 34 Fischarten ermittelt, daß einige Fische nicht dazu im Stande sind, Futter wahrzunehmen, das auf den Boden des ihnen angewiesenen Behälters gelegt wird. Die Fische, welche sich auf ihre Augen genügend verlassen können, scheinen von andren Sinneskräften wenig Gebrauch zu machen, während andre ihr Futter auch durch den Geruch, den Geschmack oder den Tastsinn zu prüfen scheinen, bevor sie es annehmen. Von etwa einem Duzend Fischarten, die in der Nacht auf den Fraß ausgehen, wie die Rochen, die Meer-Aale und die Seeräuber ist es wahrscheinlich, daß sie ihr Futter nach dem Geruch suchen. Wenn der Saft von einem Tintenfisch ins Wasser gegossen wird, nehmen die mit den Augen jagenden Raubfische davon keine Notiz, während andre sich dadurch sogar zur Tageszeit aus ihrem Versteck hervorlocken lassen und eine Zeit lang mit ihren Tastorganen nach der vermeintlichen Beute umhersuchen. Besonders deutlich zeigt sich der Unterschied in der Vergabung, wenn die betreffenden Sinnesorgane künstlich außer Thätigkeit gesetzt werden. Einige Fischarten verhalten sich im geblendeten Zustand beim Futter suchen ganz ebenso wie im Besitze ihrer Augen, während andre durch deren Verlust sehr beeinträchtigt werden. Andererseits können bestimmte Arten ihr Futter nur aus ganz geringer Entfernung erkennen, wenn sie ihrer Geruchsnerven beraubt worden sind. Gelegentlich können Fische an Stelle des verlorenen Organs ihre Augen allmählich gebrauchen lernen, wie Bateson durch Versuche mit einer Seequappe nachgewiesen hat. Er ging von der Vorstellung aus, daß dieser Fisch Würmer und andre Nahrungsmittel, wenn sie ins Wasser geworfen wurden, nicht zu sehen vermöchte. Wenn ein solcher Fisch jedoch monatelang in einem feuchten Behälter gelebt hatte und täglich von einer Person, die sich über das Gefäß neigte, gefüttert war, so kam er schließlich, wenn er Hunger verspürte, von selbst an die Oberfläche, streckte seinen Kopf aus dem Wasser hervor und schnappte nach einem vorgehaltenen Finger. Daß manche Fische aus der Hand fressen lernen, ist bekannt genug, aber merkwürdigerweise scheint ein so erzogener Fisch nicht den im Wasser schwimmenden Wurm zu erkennen, sondern nur die Gegenwart der Person, die ihn füttert. Da die Seequappe von Natur aus nur des Nachts frist, so muß man annehmen, daß sie ihr Futter nicht sieht, sondern durch andre Sinne wahrnimmt. Da dieser Fisch aber daran gewöhnt werden kann, von einem Menschen auch bei Tageslicht Futter zu nehmen, so muß man wohl den Schluß ziehen, daß er den Gebrauch seiner Augen allmählich lernt. Andre Fische benutzen dazu den Tastsinn, indem sie mit besonders empfindlichen Organen für diesen Zweck begabt sind. Das ist namentlich der Fall bei allen blinden Fischen, wie sie sich entweder in Höhlen oder in größeren Tiefen des Meeres finden, wo sie in völliger Dunkelheit leben, wenn sie nicht die Fähigkeit besitzen, selbst zu leuchten. Für sie kann auch der Geruchssinn eine Unterstützung sein, aber Versuche haben gezeigt, daß sie ihre Beute im wesentlichen durch Tastorgane ermitteln. Sicher ist, daß manche Fischarten auch eine Geschmacksempfindung besitzen und vielleicht sogar bis zu gewissem Grade Feinschmecker sind, indem sie Sinnesorgane haben, die den Geschmacksbechern anderer Wirbeltiere gleichen und nicht nur im Munde sitzen, sondern sogar über andre Teile des Körpers verteilt sind. —

Humoristisches.

— Erkenntnis. „Dös siecht ma glei, daß unser Religion die besser is. Unserne Pfarrer san soast und kugelrund, aber de lutherischen san zaunaderdür.“ — („Simplicissimus.“)

— Schulhumor. Der gestrenge Direktor des Gymnasiums zu A. wohnt dem Unterricht im Griechischen in der Untertertia bei. Es kommt das Wort „Thanatos“ (Tod) vor, aber kein Schüler kennt es. Der Direktor greift ein:

„Na, weiß denn keiner, was mich erreicht, wenn ich sterbe?“

Alles schweigt. Da meldet sich der letzte in der letzten Bank.

„Run, mein Sohn?“

„Die Remesis.“ —